

Nr. 181. Bromberg, den 8. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

13. Fortsetzung. ———

„Nun sagen Sie mir offen, Frau Alford, haben Sie jemals den Namen De Gex gehört, eines reichen Mannes, der in der Stretton Street wohnt?"

„De Gex?" wiederholte sie. „Ja, ich habe den Namen in der Zeitung gelesen — er soll sehr reich sein, wie man sagt."

„Hörten Sie von ihm in Verbindung mit Fräulein Tennison? War sie mit ihm bekannt?"

„Soviel ich weiß, nicht. Weshalb fragen Sie?"

„Ich habe einen bestimmten Grund dafür", gab ich zur Antwort. „Vergessen Sie nicht, daß ich das Rätsel lösen will, das über Ihrer jungen Herrin liegt. Jede Ihrer Mitteilungen kann mir dabei helfen."

Im Nebenzimmer stimmte eine süße Altstimme ein bekanntes Lied an. Es war Gabrieles Stimme.

„Alles, was ich weiß, steht Ihnen zur Verfügung, mein Herr", versicherte mir die Frau.

„Sagen Sie mir nun, was ist Ihrer Meinung nach der jungen Dame während ihrer Abwesenheit zugestoßen?"

Frau Alford zuckte die Achseln.

„Was soll ich vermuten? Sie ging ganz gesund weg, und als man sie dann auf der Landstraße auffand, hatte sie ihr Gedächtnis verloren. Sie war ganz heruntergekommen und während der wenigen Tage um vieles gealtert, konnte sich an nichts erinnern und wiederholte immer nur die Worte: Rot, grün und gold!"

„Wieso nur diese Farben einen solchen Eindruck auf sie gemacht haben mögen?" bemerkte ich.

„Darüber zerbrechen sich auch die Ärzte den Kopf. Jeden Abend, wenn es dunkel wird, setzt sie sich nieder, wird ganz still und starrt vor sich hin, als ob sie über etwas angestrengt nachdenke. Dann fährt sie plötzlich auf und ruft aus: „Ah, iche sehe — dieses entsetzliche Rot, grün und gold — es ist grauenhaft — rot, grün und gold!"

„Immer, wenn es Nacht wird, scheint sie von diesen drei Farben wie besessen zu sein."

Ich schwieg einige Augenblicke.

„Wissen Sie bestimmt, daß sie nicht von Herrn De Gex gesprochen hat?" fragte ich dann.

„Bestimmt. Meine junge Herrin lernte an der Musikakademie singen. Horchen Sie, sie singt eben! Hat sie nicht eine schöne Stimme? Ach, mein Herr, das ist eine furchtbare Sache — wenn man bloß bedenkt, daß die Arme bis heute noch sich an nichts erinnern kann. Rot, grün und gold scheint alles zu sein, was auf sie einen Eindruck macht, doch so oft sie diese Worte ausspricht, scheint sie wie erstarrt vor Entsetzen."

Das unglückliche Mädchen besaß wirklich eine prachtvolle Stimme, die ihr im Konzertsaal oder auf der Bühne ein Vermögen eingetragen hätte.

Ich bemühte mich, noch Weiteres über den italienischen Arzt und über De Gex in Erfahrung zu bringen, doch die Haushälterin konnte mir absolut nichts mehr sagen. Daß sie mir nichts verheimlichte, wußte ich.

Nur als ich den Namen Suzor erwähnte, wurde sie sichtlich verlegen.

„Ich kenne den Herrn nicht", erklärte sie. Ich hatte sie aber doch im Park beisammen gesehen! — „Ich weiß allerdings nicht, ob er Ihnen unter dem Namen Suzor bekannt ist", sagte ich und beschrieb ihr dann den Genannten, so gut ich konnte.

Doch die Frau schüttelte den Kopf. Zum erstenmal log sie, denn ich hatte doch mit eigenen Augen gesehen, wie der Mann auf sie und das Mädchen zugekommen war, wie sie dann, nachdem sie sich begrüßt hatten, aufgestanden war und ihn mit dem Mädchen allein gelassen hatte.

Es war auffällig, daß sie so hartnäckig leugnete, den Franzosen zu kennen, wo sie doch in allen anderen Belangen so offen zu mir gewesen war.

Meine Unterredung mit der Frau war erfolgreich gewesen, denn ich hatte so manches erfahren, was ich bisher nicht gewußt hatte. Ihre Behauptung jedoch, den Franzosen absolut nicht zu kennen, erweckte meinen Verdacht. Was wollte sie vor mir verheimlichen?

Sie verschwieg mir sicher irgendwelche wichtige Tatsache, die vielleicht die Lösung des Rätsels barg.

Während unseres Gespräches war die reine Altstimme des Mädchens zu uns herübergeklungen. Sie begleitete sich dazu selbst auf dem Klavier.

Da ich einsah, daß ich von der Haushälterin nichts mehr erfahren könne, ersuchte ich sie, mich nunmehr ihrer jungen Herrin vorzustellen. Scheinbar erleichtert, daß ich wegen des Franzosen nicht länger in sie drang, führte sie mich in das anstoßende Zimmer, in dem das Mädchen vor dem Klavier saß. —

Sie hörte sofort zu spielen auf und richtete ihre Blicke auf meine Begleiterin.

„Wie, Sie sind zu Hause, Alford?" rief sie aus. Meine Gegenwart schien sie nicht bemerkt zu haben, obwohl ich gerade in der Richtung ihres Blickes stand. „Ich dachte, Sie wären fortgegangen, um Monsieur meine Botschaft zu überbringen."

Ich stand da und sah sie an; sie saß vor dem Klavier und hatte die Finger müßig auf den Tasten ruhen.

Auf ihrem bleichen, hübschen Gesicht lag ein Ausdruck des Leidens. Betroffen starrte ich sie einen Augenblick an, dann sprach ich zu ihr.

Sie erhob sich und wandte sich mir zu.

Doch ihre Antwort ließ mich zu Stein erstarren!

Zwölftes Kapitel.

„Rot, grün und gold!"

„Ich kenne Sie!" rief sie aus und warf mir einen entsetzten Blick zu. „Man sagte mir, daß Sie kommen würden! Sie sind mein Feind und wollen mich umbringen!"

„Sie umbringen?" wiederholte ich bestürzt. „Nein, ich bin nicht Ihr Feind, sondern im Gegenteil Ihr Freund."

Sie sah mich durchbohrend an und ihre Lippen zuckten.

„Sie sind Herr Garfield — Hugo Garfield?" fragte sie dann. —

„Ja, so heiße ich", erwiderte ich. „Woher kennen Sie meinen Namen?"

„Man sagte mir ihn in Florenz, wo der Arzt Sie mir zeigte. Er erklärte, Sie seien mein ärgster Feind und wollen mich umbringen."

„Doktor Moroni sagte Ihnen das?"

„Ja. Er machte mich eines Tages in der Via Tornabuoni auf Sie aufmerksam, sagte mir, daß Sie böse Absichten hätten und warnte mich, vor Ihnen auf der Hut zu sein."

Ich schwieg. Bisher hatte ich geglaubt, daß Moroni nicht bemerkt hätte, daß ich ihn beobachtete.

„Wie ich höre, suchte der Arzt mich bei Ihnen anzuschwärzen", bemerkte ich leichthin. „Aber ich bin trotzdem Ihr Freund. Was er nur gegen mich haben mag?"

„Das weiß ich nicht", entgegnete das Mädchen, „aber er haßt Sie. Er behauptet, Sie wären auch sein Feind, so wie der meine, und erklärte, daß er alles tun wolle, um uns beide vor Unheil zu bewahren, das uns von Ihrer Seite drohe."

Das Seltsame war, daß das Mädchen sich doch an einiges erinnern konnte, während ihr Gedächtnis in anderer Hinsicht versagte. Allerdings war es ganz leicht möglich, daß der Arzt bemerkt hatte, daß ich ihn beobachtete, und daß er sie vor mir gewarnt hatte.

In der Hoffnung, ihr Gedächtnis aufzufrischen, sagte ich:

„Haben Sie Herrn De Gex in der letzten Zeit gesehen?"

„Wen?" erwiderte sie verständnislos.

„Herrn Oswald De Gex, der in der Stretton Street wohnt."

Sie schüttelte den Kopf.

„Den kenne ich nicht", gab sie mir zur Antwort. „Wer ist das?" — —

„Aber die Stretton Street werden Sie doch kennen?" fragte ich.

Weitere Fragen über ihn unterließ ich, denn ich sah ein, daß sie den Mann nicht kannte, in dessen Haus ich sie anscheinend tot daliegen gesehen hatte. War sie aber nicht tot gewesen, wessen Leiche hatte man dann eingeäschert? Dies war eine der Hauptfragen, auf die ich keine Antwort finden konnte.

Würde das Rätsel überhaupt jemals gelöst werden?

Wie Gabriele Tennison in dem Salon vor mir stand, bot sie wirklich einen tragischen Anblick. Sie war sehr hübsch, doch auf ihrem bleichen Gesicht lag ein verständnisloser Ausdruck, der wohl auf ihren zerrütteten Geisteszustand zurückzuführen war. Ihr Gedächtnis war geschwunden, wie die Ärzte behaupteten, und doch schien sie sich genau an alles zu erinnern, was Doktor Moroni in Florenz gegen mich gesagt hatte!

Ich fragte sie daher näher nach dem Italiener aus und fand, daß sie sich an so manches in bezug auf seine Person erinnerte.

„Er war sehr freundlich zu Ihnen, nicht wahr?" forschte ich. —

„Ja, überaus freundlich; er führte mich zu mehreren Ärzten in Florenz und Rom, und alle erklärten, ich hätte mein Gedächtnis verloren." Ein schwaches Lächeln spielte bei diesen Worten um ihre Lippen.

„Haben Sie es denn nicht verloren?"

„Ein wenig schon — doch nicht ganz."

Frau Alford fiel ihr ins Wort.

„Aber an die Vorfälle während Ihrer Abwesenheit, bis man Sie bei Petersfield aufgriff, können Sie sich nicht entsinnen?" fragte sie.

„Nein, nicht genau," antwortete das Mädchen. „Ich erinnere mich nur, daß vor meinen Augen alles rot, grün und gold war — leuchtende, prächtige Farben! Ihr Anblick blendete mich — es war mir, als ob sie sich in meinem Gehirn einbrennen würden!" Sie trat einen Schritt zurück und legte ihre Hand vor die Augen, als wolle sie einen entsetzlichen Anblick vermeiden. „Dort sind sie wieder!" schrie sie auf. „Ich sehe sie wieder — sie sind immer gleich, Tag und Nacht — rot, grün und gold!"

Ich tauschte mit Frau Alford einen verständnisvollen Blick; der Schock, den das Mädchen erlitten hatte, mußte irgendwie mit diesen Farben in Zusammenhang stehen.

An ihren Besuch in Florenz konnte sie sich gut erinnern, denn als sie das Gespräch auf den Dom brachte, in dem ich sie mit Moroni gesehen hatte, wurde sie gesprächig und erklärte mir, wie sehr sie die herrlichen Baudenkmäler und die prächtigen Gemälde in der Galleria Pitti und in den Uffizien bewundere.

Moroni mußte sie auch nach Rom gebracht haben, wahrscheinlich, um einen Spezialisten zu konsultieren, denn sie erzählte mir vom Korso und von der Peterskirche und beschrieb mir das Forum so gut, daß sie es mit eigenen Augen gesehen haben mußte.

Wieder fing ich von dem Millionär in der Stretton Street zu sprechen an, doch sie erklärte neuerlich, daß sie sich an ihn nicht erinnern könne.

„Vielleicht kannten Sie ihn unter einem anderen Namen," vermutete ich und beschrieb ihr dann seine Person möglichst genau.

„Haben Sie einen Onkel?" fragte ich sie dann, denn ich entsann mich, daß De Gex behauptet hatte, die Tote sei seine Nichte.

„Ja, ich habe einen Onkel, der Bruder meiner Mutter — er lebt in Liverpool."

Auf meine weiteren Fragen erfuhr ich schließlich von ihr, daß Doktor Moroni von ihrem Fall durch einen Spezialisten gehört hatte, zu dem sie der Polizeiarzt gebracht hatte. Er hatte dann bei ihrer Mutter vorgesprochen, mit der er eine lange Unterredung gehabt hatte. Später war er dann täglich erschienen, und Frau Tennison hatte nachher ihre Einwilligung dazu gegeben, daß er ihre Tochter nach Florenz mitnehme, um dort im Spital Santa Maria Nuova einen zweiten Spezialisten zu befragen.

„Sie kennen, wie ich glaube, eine gewisse Frau Cullerton," bemerkte ich schließlich.

Die Wirkung meiner Worte war eine unerwartete.

„Dolly Cullerton!" schrie sie auf. „Nennen Sie mir nicht den Namen dieser Frau!"

„Ich dachte, sie sei eine Freundin von Ihnen," sagte ich überrascht.

„Freundin? Nein, meine Feindin!"

„Früher einmal war sie doch Ihre Freundin. Haben Sie sich mit ihr gestritten? Weshalb denn?"

„Das ist meine Sache," erklärte sie kurz. „Ich warne Sie, trauen Sie ihr nicht."

„Was ist mit Jack, ihrem Gatten?"

„Ah, der ist ein netter Mensch — viel zu gut für sie!"

„Warum haben Sie eine solche Antipathie gegen die Dame?" fragte ich sie. „Bitte, sagen Sie es mir, es kann meine Nachforschungen sehr erleichtern."

„Was für Nachforschungen?"

Ich schwieg einen Augenblick, dann sah ich ihr in die Augen und sagte ernst:

„Ich stelle Nachforschungen darüber an, Fräulein Tennison, was Ihnen während der Zeit Ihres Verschwindens zugestoßen ist, und will die ihrer Strafe zuführen, die für Ihren gegenwärtigen Zustand verantwortlich sind."

Traurig schüttelte sie den Kopf und ein schwaches Lächeln zuckte um ihre Lippen, doch sie schwieg.

„Sagen Sie mir Näheres über Frau Cullerton," fuhr ich fort. „Sie hielt sich in Florenz auf, als Sie auch dort waren."

„In Florenz?" rief das Mädchen erstaunt aus. „Was wollte sie dort?"

„Sie bewohnte mit ihrem Gatten eine Villa und besuchte wiederholt Herrn De Gex, der oben in Fiesole wohnte."

Sie sann einige Augenblicke nach und sagte dann:

„Ich glaube, von der Villa gehört zu haben; doch in welchem Zusammenhange, weiß ich nicht mehr."

„Kennen Sie den Eigentümer der Villa bestimmt nicht?" fragte ich neuerlich und beschrieb ihn noch einmal auf das Genaueste.

Doch leider konnte sie mir nichts sagen.

Aus welchem Grunde war Moroni nach London gekommen und hatte sie nach Florenz mitgenommen? Alles, was ich bisher festgestellt hatte, ergab zusammen ein Rätsel, dessen Lösung fast ausgeschlossen schien.

Der Anblick der bleichen, tragischen Gestalt vor mir empörte mich noch mehr gegen die, denen sie zum Opfer gefallen war, denn es hatte ganz den Anschein, als ob die Zerrüttung ihres Geistes willkürlich zu irgendeinem Zwecke geschehen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Wohlfahrt.

Satire von Jo Hanns Rösler.

„Aber das ist doch unmöglich."

„Es ist eine Tatsache."

„Sie behaupten also, seit zwei Jahren trotz der allgemeinen Wirtschaftskrise und trotz des Vermögensverfalls infolge der Inflation in Ihrer Stadt von sechstausend Einwohnern nur drei arme Menschen zu haben?"

„Ja", nickte der Bürgermeister, „der eine ist ein armer Teufel, dem alles im Leben daneben ging. Seit den letzten zehn Jahren lebt er von der allgemeinen Unterstützung und der städtischen Wohlfahrt. Die beiden anderen Armen sind zwei kranke Frauen von über achtzig Jahren."

„Und wenn sie sterben?"

„Haben wir nur noch einen einzigen Armen in der Stadt."

Dieses Gespräch wurde am 25. September 1929 von dem Bürgermeister einer kleinen Stadt mit einem Fremden geführt. Gestern kam der Fremde wieder in diese Gegend. „Was machen Ihre Armen?"

„Wir sind in der größten Verlegenheit", brach der Bürgermeister aufgeregt aus, „gerade habe ich die Stadtverordneten zusammengerufen. Denken Sie sich unsere unangenehme Lage: Die beiden alten Frauen sind kurz hintereinander im Januar gestorben. Wir behielten nur noch den einen Armen übrig, einen gewissen Martin Mohr. Und soeben kommt die Nachricht, daß Martin Mohr eine Erbschaft zugefallen ist, die ihm eine monatliche Rente von vierhundert Mark sichert."

„Das ist doch fabelhaft!"

„Das ist entsetzlich!" stöhnte der Bürgermeister.

„Wenn Martin Mohr, unser letzter Armer, aufhört, arm zu sein, bricht das Chaos über unsere gesamte Stadtverwaltung herein. Zahllose Beamte müssen mangels Arbeit pensioniert werden. Unsere modern aufgezogene Wohlfahrt wäre vollkommen überflüssig. Das Armenhaus, das jetzt wenigstens noch von Martin Mohr bewohnt wird, steht plötzlich verlassen da. Die dort bediensteten Angestellten werden brotlos und fallen ihrerseits wieder der Stadt zur Last, während sie bisher steuerzahlende Bürger waren. Die Wohlfahrtspolizei, die wir schon sehr schwierig nach dem Tode der beiden Frauen um den einen Armen gruppiert haben, verliert ebenfalls ihre Berechtigung, und wir würden eine große Zahl Müßiggänger in unsere Stadt bekommen, die durch Zeitüberschuß einen größeren Geldverbrauch hätten, den sie aber mit ihren niedrigen Ruhegehältern nicht decken könnten. Laut Statistik waren bis zum heutigen Tage siebenundachtzig Gehaltsempfänger um unseren Armen bemüht und für ihn im Kassenwesen, in der Buchführung, Statistik und im Außendienst tätig. Alle diese Leute werden durch diese sonderbare Erbschaft brotlos und fallen mehr oder weniger der Stadt zur Last."

„Und was gedenken Sie dagegen zu tun?"

„Ich habe eine Idee", sann der Bürgermeister.

Martin Mohr saß vor der Tür des Armenhauses. Der Aufseher brachte ihm die Suppe.

„Mehlsuppe", schnupperte der Arme unwillig.

Der Beamte verbat sich derartige Einwürfe: „Sie werden von der allgemeinen Wohlfahrt ernährt, Mohr. Andere Leute müssen für ihr Essen arbeiten, Mohr. Verstanden?"

Martin Mohr duckte den Kopf und nahm schweigend seinen Löffel. Er aß. Plötzlich sah er drei Herren auf sich zukommen.

„Guten Abend, Herr Mohr", grüßten die Herren höflich.

„Guten Abend, Herr Bürgermeister", erschrak der Arme und nahm sofort eine unterwürfige Stellung an, wie er es in den Jahren seiner ihm angetanen Wohlfahrt gelernt hatte.

„Aber behalten Sie doch bitte Platz, Herr Mohr", wehrten die Herren und gaben ihm jeder die Hand, „Sie sind doch schon ein alter Herr. Wollen Sie eine Zigarre rauchen?"

Martin Mohr verstand erst nicht. Man mußte es ihm zweimal sagen.

„Danke", nahm er dann ängstlich eine ganze Zigarre aus dem bürgermeisterlichen Etui. Der Stadtrat Scheuffler reichte ihm seine silberne Schere. „Feuer gefällig, Herr Mohr?" hielt ihm der Bürgermeister ein Streichholz unter.

Das war zu viel für einen Mann, der jahrelang in Demut gedrillt war. „Ja, was wollen Sie denn von mir?" brach es aus ihm heraus. „Was wollen Sie denn? Was habe ich denn schon wieder getan?"

„Aber lieber, bester Herr Mohr", beruhigte ihn der Bürgermeister, „warum sind Sie denn so aufgeregt? Wir bringen eine frohe Botschaft: Sie haben geerbt."

„Ich?"

„Ja. Eine monatliche Rente von vierhundert Mark."

„Vierhundert Mark? In einem einzigen Monat? Das sind ja im Tage dreizehn Mark dreißig — wo ist das Geld? Wann bekomme ich es?"

„Jederzeit, wenn Sie es wünschen. Nur —"

„Nur? Was nur?"

„Sehen Sie, Herr Mohr", nahm jetzt der Bürgermeister das Testament aus der Tasche, „wozu brauchen Sie eigentlich das Geld? Seit Jahren leben Sie hier stillvergnügt vor sich hin. Wir behüten Sie vor Krankheit und Aufregung, Sie haben Ihr schönes Zimmer, Ihr sauberes Bett, Ihr gutes Essen —"

„Ja. Jeden Tag Mehlsuppe", unterbrach der Arme.

„Das geschah nur nach modernen Ernährungsgrundsätzen in Ihrem Interesse. Sie können aber in Zukunft haben, was Sie wünschen."

„Auch Schnitzel, Herr Bürgermeister?"

„Auch Schnitzel, so oft Sie wollen."

„Jeden Tag?"

„Jeden Tag, Herr Mohr, falls Sie auf die Erbschaft verzichten."

„Aber warum soll ich denn verzichten? Warum soll ich der Stadt weiterhin zur Last fallen, wenn ich mir alles selbst kaufen kann?"

„Das verstehen Sie nicht, Herr Mohr. Das sind innentechnische Angelegenheiten. Sie, Herr Mohr, stellen eine wichtige Person in unserem Gemeindewesen dar; wir brauchen Sie eben als Armen. Wenn Sie nun die Erbschaft antreten, fehlen Sie uns. Wenn Sie aber verzichten, so würden wir alles tun, Ihnen ein sonniges Alter zu bereiten."

„Ich brauche aber auch einmal einen neuen Anzug und einen Mantel."

„Den bewillige ich Ihnen aus der Wohlfahrtskasse."

„Und hin und wieder möchte ich doch auch einmal ins Kino gehen, was ich mir jetzt leisten könnte, und dann soll es jetzt sogenannte Radioapparate geben, wo man Musik hört."

„Darüber werden wir auch einig werden, Herr Mohr. Wir machen Ihnen folgenden Vorschlag: Falls Sie auf die Erbschaft verzichten und diese Verzichtserklärung unterschreiben, verpflichtet sich die Stadt schriftlich, Ihnen jedes Jahr einen neuen Anzug zu stellen, auch einen Mantel, Schuhe, Hemden, Hüte. Sie erhalten ferner eine Freikarte in alle Kinos der Stadt, und in Ihrem Zimmer wird ein Radioapparat aufgestellt. Das Essen, bestehend aus Suppe, Fisch, Braten und Nachtisch, bestimmen Sie jeweils für eine Woche selbst voraus. Außerdem erhalten Sie ein wöchentliches Taschengeld von dreißig Mark zur freien Verfügung. Wir haben festgesetzt, daß die Ihnen gewährten außerordentlichen Unterstützungen die verzichtete Rente um hundert Mark übersteigen sollen, und hoffen Sie damit einverstanden."

Martin Mohr sann eine Weile vor sich hin. „Geben Sie mir das schriftlich?" fragte er dann.

„Gewiß. Während Sie die Verzichterklärung unterschreiben, fertigt Herr Stadtrat Scheuffler Ihnen den Vertrag an."

Da sagte Martin Mohr: „Meine Herren, ich bin einverstanden."

Die zwei Stadträte und der Bürgermeister atmeten erleichtert auf.

„Aber noch eine Bedingung habe ich", fuhr Martin Mohr fort.

„Noch eine?"

„Ja. Der Aufseher hier im Armenhaus hat es mich in den jetzt zehn Jahren fühlen lassen, daß ich ein armer Teufel war. Zur Strafe muß er mich jetzt jeden Morgen zuerst grüßen und „Herr Mohr" zu mir sagen. Das verlange ich schriftlich."

„Meinetwegen, Mohr", nickte der Bürgermeister, „schreiben Sie das noch dazu, Herr Stadtrat!"

Da unterschrieb endlich Martin Mohr seinen Erbschaftsverzicht, und so blieb der kleinen Stadt das Chaos erspart und ihr Armer erhalten, für den 87 Gehaltsempfänger im Kassenwesen, in der Buchführung, Statistik und im Außendienst tätig waren.

Merkwürdig...

Merkwürdig, daß die kochende Milch immer weiß, wann die Hausfrau sich einmal herumdreht!

*

Merkwürdig, daß man keiner Köchin glaubt, daß sie einen Bruder hat!

*

Merkwürdig, daß man immer zu Hause ist, wenn der Gerichtsvollzieher kommt — und nie, wenn der Geldbriefträger erscheint!

*

Merkwürdig, daß kein Mensch Geld hat und alle Vergnügungsstätten überfüllt sind!

*

Merkwürdig, daß man nur böse Schwiegermütter und keine bösen Schwiegerväter kennt!

*

Merkwürdig, je kleiner der neue Frühjahrshut, desto teurer ist er! F. A.



Bunte Chronik



* **Der verräterische Film.** In einer kleinen amerikanischen Stadt lebt eine gewisse Frau Dietrich, die vor einigen Jahren von ihrem Manne verlassen wurde. Da sie ein kleines Vermögen besitzt, kümmert sie sich nicht selbst um den Haushalt und besucht öfters am Nachmittage das Kino, um von ihrem Schmerz Zerstreuung zu finden. Vor einigen Tagen ging Frau Dietrich gewohnheitsgemäß ins Kino, setzte sich bequem in den Sessel und schaute mit Interesse der Wochenschau auf der Leinwand zu. Zuerst gab es Bilder von der Besteigung des Matterhorns, dann zogen Bildaufnahmen der Pariser Boulevards vorbei und das englische Hürdenrennen. Dann kam die amerikanische Bilderchronik an die Reihe. Newyorks Hafen tauchte auf. Alle Fahrzeuge waren mit Flaggen geschmückt, da die Bilder die feierliche Rückkehr der Byrd-Expedition vom Südpol darstellten. Ein Dampfer näherte sich dem Kai und die Honoratioren der Stadt schickten sich an, die heldenhaften Südpolfahrer zu begrüßen. Der Dampfer legte an, ein Regen von Blumen und Papierstreifen ging auf die Heimkehrenden nieder. Plötzlich ertönte ein Schrei im Kinosaal. Das war Frau Dietrich, die ihr Erstaunen und ihren Zorn nicht zähmen konnte. Der hochgewachsene, breitschultrige Sportsmann, der die Dampfertreppe herunterstieg, war ihr verschwundener Mann, den sie seit ein paar Jahren vergeblich suchte. Mit weitaufgerissenen Augen starrte Frau Dietrich die Leinwand an. Der Mann näherte sich inzwischen einer jungen Dame, die ihn umarmte und küßte. Und nun kam der aufklärende Text: „Mr. Alexander, einer der Helden der Expedition, begrüßt seine junge Gattin". Frau Dietrich verzichtete diesmal auf den darauffolgenden Filmschlager, auf das große Wildwestdrama. Sie hatte mit ihrem eigenen Drama genug zu tun. Am nächsten Morgen ging sie zur Polizei und zeigte ihren Mann, der unter falschem Namen ein neues Leben mit einer anderen Frau begonnen hatte, wegen Bigamie an.

* **Das schnellste Tier der Welt.** Ein englischer Forscher, Mr. Andrews, verfolgte auf seinem Zuge durch die Wüste Gobi einmal eine Gazelle mit dem Auto. Trotzdem er mit einer Schnelligkeit von 50 englischen Meilen (eine Meile hat 1600 Meter) fuhr, gelang es ihm nicht, das Tier einzuholen. Dieses raste mit einer Geschwindigkeit von 60 englischen Meilen (gleich 110 Kilometer) davon. Andererseits hat man, mit einem Chronometer in der Hand, festgestellt, daß ein fliehendes wildes Kaninchen mit einer Geschwindigkeit von 25 englischen Meilen in der Stunde läuft. Hunde erreichen eine Geschwindigkeit bis 40 Meilen, und der Fuchs läuft noch etwas schneller. Eine amerikanische Taube soll eine Strecke von 300 englischen Meilen mit einer Geschwindigkeit von 71 Meilen in der Stunde zurückgelegt haben. Bei einer Schwalbe wurde eine Geschwindigkeit von 134 Meilen festgestellt.

* **Das Spürpferd von Barcelona.** In Barcelona versuchte neulich ein wackeres Zugpferd, sich die Lorbeeren eines Detektivs zu holen. Beinahe mit Erfolg. Unbekannte und auf Nimmerwiedersehen verschwundene Täter plünderten da das Kleidergeschäft des Senor Juarez und ließen eine einzige, dafür aber gleich vierbeinige Spur zurück: Ein Pferd. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden die Einbrecher bei ihrer Arbeit gestört und mußten den Tatort „einspännig" verlassen. Da die Ermittlungsarbeit der Polizei erfolglos blieb, setzten die Söhne der Hermandad ihre letzte Hoffnung auf die brave Rosinante. Man ließ das Tier zur nächtlichen Stunde frei, auf daß es seinen Herrn suche. Es lief im rasenden Galopp durch die Straßen von Barcelona, hinter ihm verfolgten die Detektive in Autos die „Spur". Es war ein herzerfreuendes, wenig alltägliches Schauspiel, das sich den Nachtbummlern da bot: Ein „Spürpferd" hatten sie gewiß noch niemals gesehen! Der tierische Naturtrieb trügte nicht: Plötzlich hielt das Gäulchen vor einem Stall und verkündete mit lautem Gewieher das Eintreffen auf dem häuslichen Herd. Die Beamten drangen mit ihren Mordwaffen fuchtelnd ins Haus, um die Gaunergesellschaft auszuheben und fanden sich einem zu Tode erschrockenen Manne gegenüber, der jedoch hocherfreut war, sein vor vier Wochen gestohlenes Tier auf diese sonderbare Weise wieder zu bekommen.

* **Das Wort Zeitung** ist viel älter als die Einrichtung, die man heute damit bezeichnet. Es bedeutet ursprünglich einfach Nachricht. Die Anfänge eines regelmäßigen Nachrichtendienstes gehen bis in das Altertum zurück. Schon im Alten Rom gab es regelmäßige, natürlich mit der Hand geschriebene Nachrichtenblätter. Im Mittelalter dann, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, wurden bei wichtigen Ereignissen — Krieg, Seuchen, Hungersnot — Flugblätter über das Land verbreitet; ferner richteten Fürsten und Städte, Handelshäuser (z. B. die Fugger in Augsburg) und die Hansa einen Nachrichtendienst ein, der durch Postreiter unterhalten wurde und den auch Private gegen Bezahlung benutzen durften. Dieser Nachrichtendienst wuchs sich später zu wöchentlichen Korrespondenzen und schließlich zu Tageszeitungen aus.

* **Eine Insel wird geräumt.** Wegen der schwierigen Verbindung zwischen dem Festland und der Insel St. Kilda an der Westküste von Schottland bei schwerem Wetter, wurde von der Behörde beschlossen, die Insel zu räumen. Nach Verlauf von drei Monaten wird dieselbe vollständig verlassen sein. Die 37 Bewohner sollen auf die Insel Skie oder in die Nähe von Glasgow übersiedeln, wo ihnen das Landwirtschaftsministerium ein Unterkommen in der Landwirtschaft besorgen will. Die Bewohner der Insel geben ihre angestammte Heimat nur ungern und nur gezwungen auf.

Lustige Rundschau



* **Der Herr Direktor.** Paul und Fritz, beides Stifte, gehen spazieren. Ein eleganter Herr fährt in seiner Limousine sine vorüber. Paul grüßt herablassend: „Ein Kollege von mir." „So, was macht denn der bei euch?" — „Ach — der unterschreibt nur die Briefe, die ich zur Post bringe."

*

* **Herren vom Fach.** „Ich hatte da einen sehr interessanten Fall, die Diagnose war richtig, aber die Krankheit nahm zu meiner Überraschung einen ganz unerwarteten Verlauf." — „Wieso? Blieb die Patient am Leben?"

*

* **Abfuhr.** „Sie sind Vegetarierin, mein Fräulein?" — „Ja — aber damit ist noch nicht gesagt, daß ich für alles Grüne schwärme, junger Mann!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.